

Fallen einer verfrühten Vergabung

Joanna Tokarska-Bakir, *Gazeta Wyborcza*, 11. August 2001

Vor einiger Zeit las ich mit Vergnügen in „Res Publica Nowa“ (Nr. 11) Stefan Chwins witzigen Text „Neues Polen und ‘die Wilden’“. Es war die Antwort des Verfassers auf die Kritik seines Buchs „Esther“, die Kinga Dunin veröffentlicht hatte („Res Publica Nowa“ Nr. 9). Die Diskussion nahm schon damals einen untypischen Verlauf: Dunin, die Oberrelativistin im Lande, schrieb über ihre Pflichten gegenüber der Wahrheit, während Chwin, der hanseatische Konservative, die Freiheit des Schriftstellers vor dem Wahrheitsterror verteidigte. Der Zusammenstoß war heftig. Der Schriftsteller nannte Frau Dunin eine „Sirene“ und zählte sie zu den im Titel erwähnten „Wilden“, das heißt zu den gefährlichen Menschen, die „sich frei und ungebunden in die Geheimnisse des ‘immanent Bösen’ vertiefen und denen Gott nichts als eine letzte und unbedingte Herausforderung ist“. Das mit Gott habe ich zwar nicht verstanden, und warum der Autor diesen Menschen das Sich-Vertiefen übelnimmt auch nicht, aber weiter habe ich gelesen, Chwin wolle nun seine Danziger Vorfahren in Schutz nehmen; da war mir endgültig klar, wer hier der Gute ist. Ein Vorzug der Chwischen Replik war deren Ehrlichkeit. „Literatur ist für Wahrheit nicht zuständig“, erklärte der Schriftsteller freimütig, um dann, eine Formulierung seiner Polemistin aufgreifend, die seinen bürgerlichen Roman mit einer Biedermeierkommode verglichen hatte, provokativ zu bekennen: jawohl, „ich wuchs im Schatten der Kommode auf, wie andere im Schatten von gotischen Kathedralen aufwachsen.“ Es stellte sich heraus, daß in jener Kommode, dem verachteten Symbol des Bürgertums, Stefan Chwin das aufbewahrt, was Bruno Schulz im „Buch“ gesucht hatte: seine persönliche, geistige Lösung des Lebensrätsels. „Die Kommode in der Wohnung meiner Eltern war ehemals deutsch, aus Palisanderholz, mit Attiken, Spiegelchen, Säulchen, Girlanden, Grottesken, Schub- und Geheimfächern – ein wahrer Turm Babel, eine in die Morgen- und Abenddämmerung getauchte Galeone – und sie war meine Augenweide sowohl in der Epoche der Kindheit, als auch später. So eine Kommode war ein Meisterstück des ostpreußischen Handwerks, eine Erinnerung an die bei den Zugewanderten völlig in Vergessenheit geratenen Künste, ein Andenken an einen fremden Traum vom eigenen Heim, ein unwiderlegbarer Beweis für die Meisterschaft der alten Fachleute, die Holz formen konnten und sogar ein Symbol der höheren Bestimmung des Menschen – selbstverständlich nur insofern jemand ihre schweigende Botschaft lesen konnte, und wie wir wissen, war es bei uns noch nie besonders gut bestellt mit dem Lesen von schweigenden Botschaften.“

Mythisierung nach Chwin

Schön wäre so eine Welt, verankert in Gegenständen, die uns niemand weggenommen hat, in Häusern, die nicht enteignet, in Menschen, die nicht verschleppt worden sind. Eine Welt, in der man niemandem schweigende Botschaften zu erklären hätte, einfach weil sie für alle klar wären. Mir ist klar, warum Chwin von solch einer Welt träumt. Jeder möchte im eigenen, nicht im ehemals jüdischen oder deutschen Haus wohnen, in sicherem Abstand von den „Zugewanderten“, jeder möchte ein Besteck mit dem eigenen, nicht fremden Monogramm haben und ab und zu, so zum Spaß, Omas Brenneisen in die Hand nehmen können. Doch wenn ich daran denke, wie weit wir alle von dieser Welt entfernt sind und wie sie sich zur Welt der Bewohner Polens, die zu einem Großteil Zugewanderte sind, verhält, dann scheint mir plötzlich das Ganze zugleich komisch und schrecklich.

Über die geistige Dimension fremder Gebrauchsgegenstände dichtete Stefan Chwin ein Märchen, schön wie ein alter Danziger Schrank. Aber, wie Ryszard Przybylski in einem ganz anderen Zusammenhang ausruft: „Um Gottes willen, verwechsle nicht ein Märchen mit der Wahrheit, nur deshalb, weil es dich beruhigt!“ Gerade diese Worte kommen mir in den Sinn, wenn ich Chwins neuesten Text „Ist der Antisemit unser Nächster?“ lese. Der Schriftsteller ruft dort dazu auf, die entfesselten Leidenschaften zu mäßigen, auf die Sprache der Vergeltung zu verzichten, die Debatte um Jedwabne mit der christlichen Caritas zu durchtränken, im Antisemiten endlich unseren Nächsten zu sehen und ihn verstehen zu wollen. Er stellt fest, daß in Polen eine neue Generation von Antisemiten „mit Manieren“ herangewachsen ist. Eine Generation des Zeitalters der Korrektheit. Sie verurteilt den Holocaust, denkt gar nicht an eine Wiederholung von Jedwabne, doch die Juden mag sie irgendwie nicht, weil sie deren militärische Erfolge im CNN beobachtet und dadurch frustriert wird. Der Autor von „Esther“ meint, man solle die Erscheinung nicht unterschätzen und mit dieser Generation einen vernünftigen Dialog aufnehmen. Zum Schluß fordert Stefan Chwin mit Takt und Präzision eines „Schweizer Uhrmachers“: „Es wäre gut, wenn die Nachfahren der Opfer von

Jedwabne den polnischen Antisemiten, auch den Verbrechern von Jedwabne, mit einer schönen Geste entgegen-treten wollten, ähnlich jener Geste der polnischen Bischöfe, deren Symbol die denkwürdigen Worte: 'Wir ver-geben' sind. Solch eine Geste würde die antisemitischen Stimmungen in Polen viel wirksamer schwächen als jegli-che Schocktherapie und Entlarvungen antisemitischer Monstrositäten."

Was wissen Sie über Antisemitismus, mein Herr?

Da sage ich mir: Na gut, es muß doch sein. Obwohl ich beschlossen hatte, es meiner Tante nie wieder anzutun, die sich gerade erst für mich schämen mußte, als sie im *Nasz Dziennik* eine Denunziation über mich las, muß ich sie schon wieder kompromittieren. Da die Ansichten meiner Tante seit Jahren gefestigt sind, da sie nicht zufällig *Nasz Dziennik* zu lesen und anschließend mit mir zu sprechen pflegt, habe ich einen wichtigen persönlichen Grund, Stefan Chwin zu fragen: Was wissen Sie eigentlich über Ihre Nächsten, die Antisemiten? Zu meiner Ent-schuldigung kann ich hinzufügen, daß mich der Schriftsteller selbst phraseologisch provoziert hat. „Wir ziehen es vor“, schreibt er im Plural, also auch in meinem Namen, „den Antisemitismus zu bekämpfen, anstatt mit dem Anti-semiten zu sprechen“. Dieser Satz enthält kein Quentchen Wahrheit, weder in Bezug auf mich (denn ich ziehe es vor, mit meiner Tante zu sprechen), noch auf Chwin (wo hat er denn zuletzt den Antisemitismus bekämpft?).

Die oben erwähnte Tante, eine Warschauer Bürgersfrau, tapfer, fromm und verdient, ist ein sehr guter Mensch, nur macht sie seit Jahren für die Juden eine Ausnahme. Ich habe es schon immer gewußt und als eine Paradoxie der menschlichen Natur verstanden. In meiner Kindheit war mir die Tante ein Quelle des Wissens über eine Welt, die ein anständiger Mensch zu meiden hat. Meine Tante „roch den Juden kilometerweit“ (meine Oma soll ihn sogar durch die Tür gerochen haben). Als ich klein war, wußte ich, daß ich in Anwesenheit der Tante mich hüten sollte, „wie ein Jude zu schaukeln“, mich „jüdisch“ (verkehrt) zuzuknöpfen oder zu essen (das Messer in der Linken, die Gabel in der Rechten). Obgleich die Tante die leibliche Schwester meiner Mutter ist, fragt sie oft im Streit nach meiner Abstammung. Denn wir streiten uns regelmäßig, aber ich liebe sie genauso, wie Stefan Chwin seine Oma Celińska, die er in seiner „Esther“ verewigt hat. Und zwar ohne „trotzdem“. Ohne ihren Antisemitismus wäre die Tante nicht sie selbst, und mein Gefühl für sie würde kitschig. Der Grad unserer Verwandtschaft ließ mich bisher nicht darüber nachdenken, ob sie denn meine Nächste ist. Gegen seine eigene Familie kämpft man nicht, man muß sie jedoch kennen. Kennt man sie, so kann man von ihr viel – Gutes und Böses – lernen. Kennt man sie, so kann man von ihr auf viele Weisen weggehen oder auch auf viele Weisen bei ihr bleiben. Aber wozu gleich die Familie mythisieren? Höchstens vor Scham, daß sie war, wie sie war, oder wenn es sie überhaupt nicht gegeben hat.

Es gibt weder Juden noch Griechen?

Seinen Vorfahren gegenüber wendet Stefan Chwin (ich stütze mich auf seine autobiographischen Bekenntnisse in der *Res Publica Nowa*) eine andere Taktik an, als ich sie gegenüber der Tante einsetze. Er schenkt ihnen ein schmeichelhaftes Konterfei und verteidigt sie, obwohl sie gar nicht angegriffen werden, vor Kinga Dunin, was im Leser den Verdacht weckt, daß es doch im Inneren der Kommode mit der Ordnung nicht ganz gestimmt hat. Die Welt des Danziger Bürgertums stellt der Schriftsteller als ein wahres Paradies dar, wo der Löwe neben dem Lamm, ... usw.: „Und was ist das für eine Stadt?“, lesen wir im Roman „Esther“, „Eine seltsame Stadt, Alexander Tsches-lawowitsch, und sehr schön... Auf den Wiesen vor den Mauern siehst du die Chassidim und Mennoniten, wie sie unseren Herrn mit Tanz preisen... Und obwohl sich auf den Straßen Reden und Sprachen vermischen, tut keiner keinem was zuleide. Und wie gesund sie alle sind! Wird jemand von Schmerzen heimgesucht, so sind das milde, gutartige, maßvolle Schmerzen, die die Seele schön formen, wie die Engel Botticellis, die mit ihren Fingern die Augen der Menschen sanft schließen“. Solange diese Mythisierung der Stadt und der Familie innerhalb des Ro-mans verharrt – schweig, mein Herz, der Schriftsteller hat darauf sein gutes Recht. Doch die Mythisierung geht über die Grenzen der dargestellten Welt weit hinaus, setzt sich in anderen Texten Chwins fort und färbt seine Sicht der Wirklichkeit. Das ist im Umfeld der zitierten Stelle über die Kommode gut sichtbar, wo der Autor nicht mehr in der dritten, sondern in der ersten Person von seiner Kindheit erzählt und uns mit seiner wirklichen Oma bekannt-macht. Die Apologie eines toleranten, unprüden Bürgertums, das sich als erstes dem Ideal des „Es gibt weder Ju-den noch Griechen“ genähert hat, fundiert auch das moralische Ideal in Chwins Text „Ist der Antisemit unser Nächster?“.

Dieser Text, der zweideutig ist und vieles unausgesprochen läßt, scheint mir besonders schädlich. Irgendwie erinnert er an Bilder, die Sabine, die Heldin des Romans „Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins“ von Milan Kundera, gemalt hat. Es waren Produktionsidyllen mit einem doppelten Boden: oben eine dynamische Fabrik, darunter Ruinen der Wirklichkeit. Wie es Kundera selbst formulierte – im Vordergrund verständliche Lüge, im Hintergrund unverständliche Wahrheit.

Ich bin nicht die einzige, die den bürgerlichen Idealen und den daraus entspringenden Therapien mißtraut. Noch bevor Chwin fragte, ob der Antisemit unser Nächster ist, schrieb Kinga Dunin in der *Res Publica Nowa* folgendes über diese Ideale, die auch dem Roman „Esther“ zugrundeliegen: „Obwohl diese Ethik sympathisch und vor allen Dingen sicher scheint, beunruhigt daran die Leichtigkeit, mit der hier über verschiedene moralische Fragen und Herausforderungen hinweggegangen wird. Die Leichtigkeit, mit der man sich eines Urteils enthält. Wenn es etwa im Roman („Esther“) zu einem Zigeunerpogrom kommt, ist die Antwort darauf – das Abwägen der Gründe und Motive. Die Zigeuner wurden jahrhundertlang verfolgt, deshalb behandeln sie alle Nicht-Zigeuner, als wären diese keine Menschen, und halten sich in Kontakten mit ihnen an keinerlei Normen. Die so behandelten Gadsche haben folglich das Recht, sie zu hassen. Die einen wie die anderen sind im Recht, die einen wie die anderen sind schuldig. Wie kann man diesen Teufelskreis des Hasses durchbrechen? Unbekannt.“

Seit der Entstehung von „Esther“ ist etwas Zeit vergangen und der Verfasser weiß inzwischen, was man mit diesem Teufelskreis anfangen soll: „Wir sollen nicht schreiben: ‘Wir müssen die Rechnung begleichen, die unsere demoralisierten Vorfahren hinterlassen haben’, ‘Wir müssen das Schicksal der Juden beweinen’. Lieber sollten wir schreiben: ‘Laßt uns gemeinsam versuchen, zu verstehen, zu versöhnen, zu weinen.’“ Aber das allein reicht nicht. Damit uns die Vergangenheit endgültig verläßt, ist ein Durchbruch nötig. Was ist der Schlüssel zu diesem Durchbruch? Klar – die Vergabung. Die Verantwortung für den Durchbruch ruht genau dort, wo sie hingehört. Jawohl, nur auf sie warten wir noch. Vergeben muß man schnell, glatt, ohne Lärm. Dann verschwindet das Problem, wenigstens bis zum nächsten Mal.

Der Frau etwas zur Beruhigung

Ich bemühe mich zu begreifen, wie Stefan Chwin, dieser taktvolle, nicht wilde und wohlerzogene Mensch, auf den Gedanken kommen konnte, für fremde Trauer ein beschleunigtes Verfahren zu empfehlen. Daher versuche ich erst, mir den Raum vorzustellen, in den dieser Gedanke hineingehört. Im Salon sitzen rund um den Tisch lauter wohlerzogene Leute, andere läßt man doch nicht ein. Niemand spricht zu laut. Ein wohlerzogener Mensch hat Probleme mit seiner Verdauung, mit der Abrichtung seines Hundes oder Zusammenstellung seiner Kleidung, schlimmstenfalls mit der Benutzung von Messer und Gabel, aber nie hat er Probleme mit Leben und Tod. Die Existenz läßt man draußen vor der Tür. Denn, um die Wahrheit zu sagen, „so etwas gibt es nicht und hat es nie gegeben! Wohl gibt es den etwas welken Lindenbaum, die eisernen Zaunlatten und den Boulevard dahinter... Das Eis schwimmt in der Kompottschüssel, am Nachbartisch sieht man jemandes blutunterlaufene Augen, und es ist schrecklich, schrecklich...“ (Michail Bulgakow, „Meister und Margarethe“).

Nun stellen wir uns vor, wir sitzen in diesem Salon, nippen am Kompott und sprechen doch alle über Jedwabne. Niemand spricht zu laut, alle wägen Motive und Gründe gegeneinander ab, ihre Augen sind voll Sorge und Reife. Ist denn die Forderung, im Antisemiten unseren Nächsten zu sehen, nicht in jeder Hinsicht richtig und lobenswert, ein Beweis für staatsbürgerliches Verantwortungsgefühl? Sollte man nicht, um den durch die allzu lange Debatte gespeisten Antisemitismus zu zähmen, die ohnehin doppelzüngige „Sprache des Hasses“ zurückdrängen und doch die Hand zur Versöhnung ausstrecken? Wäre es nicht schön und nützlich, wenn die Opfer von Jedwabne tatsächlich ihren Verfolgern vergeben würden? Ich bin der Meinung, es wäre weder schön noch nützlich. „Schön“ sind in diesem Sinne manche Sonntagspredigten. „Schön hat der Pfarrer heute gesprochen“, wiederholen die sonntäglich herausgeputzten Bürger, und ihr Leben bleibt so, wie es war, denn Sonntag und Montag haben miteinander überhaupt nichts zu tun. Ästhetische Kategorien, mit deren Hilfe Chwin seine ethischen Forderungen formuliert, passen nicht zu dem Phänomen, dessen er sich annehmen will. Sie passen nicht dazu, wie die Sorge ums Aussehen nicht zum Tod oder zur Geburt paßt. Das wirkliche Leben ist kein bürgerlicher Roman, aus dem der Verfasser auf eigenes Risiko die psychologische Wahrheit ausschließen kann.

Soll die Debatte um Jedwabne etwas mehr sein als das, was in den Medien gewöhnlich aus jeder menschlichen Tragödie gemacht wird, soll sie nicht als Geschimpfe und Schlägerei enden, dann darf man sie nicht in Kategorien bewerten, wie sie Ästheten, Zuschauern und Gaffern anstehen. Die beredten Worte „es wäre gut“, taktvoll an die Opfer gerichtet, bekommen ihr schlecht, ebenso wie die süßlichen Träume von Versöhnung, nach der alle mit doppelter Kraft ihre alten Praktiken wiederaufnehmen. Was Chwin vorschlägt, klingt, als wollte er bei einem Begräbnis die Klageweiber zur Stille ermahnen. „Gebt doch der Frau etwas zur Beruhigung“ – diesen Satz verwendet meine Tante ständig.

Nicht antreiben

Für die Diskussion, zu der die Polen jahrzehntelang nicht bereit waren, brauchen wir uns nicht zu schämen. Seit Monaten spreche ich darüber mit meinen Freunden in Deutschland und sehe, welchen Eindruck sie dort macht. Ihre Temperatur hat es ermöglicht, viele Untiefen und Stauungen zu meiden, in denen die deutsche Gedächtnisdebatte steckengeblieben ist. Eben in Deutschland erfuhr ich zwei schwierige Dinge über das „Waschen schmutziger Wäsche“ und die nicht ausgeweinte Trauer.

Zum Beispiel, daß es sich nicht lohnt, zu früh um Vergebung zu bitten. Gerade das ist den Deutschen passiert: die Bitte um Vergebung wurde an die Opfer gerichtet, noch bevor diese ihre Stimme wiedergewonnen hatten und sagen konnten, was ihnen eigentlich angetan worden ist; und bevor die Täter selbst das Unmaß an Leid wirklich begreifen konnten, das sie ihnen angetan haben. Als dann die Opfer nach und nach zu sprechen anfangen und das Gespräch fortsetzen wollten, waren es schon die neunziger Jahre und es stellte sich heraus, daß die um Vergebung Bittenden der Sache müde geworden sind. So verstehe ich den Streit zwischen dem Schriftsteller Martin Walser und Ignatz Bubis, dem Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, den Streit, der 1998 und 1999 ganz Deutschland in Atem hielt. Er hinterließ einen üblen Nachgeschmack, entzündete alte, angeblich geheilte Wunden und riß neue auf.

Ebenfalls von den Deutschen lernte ich, daß es sich nicht lohnt, zu früh zu vergeben. Es klingt wie eine Forderung nach Rachsucht, die gern mit dem Judentum in Verbindung gebracht wird. In Wirklichkeit geht es um etwas völlig anderes. Friedrich Nietzsche schrieb, die Menschen heuchelten Großmut, weil sie zeigen wollten, daß sie sich über die Feindschaft erhoben hätten, doch meistens nützte das nichts. Die anderen hätten es bald bemerkt, und ihr Unwille sei dann gewaltsam angewachsen. Deshalb darf man auf keinen Fall die Vergebung erzwingen oder beschleunigen.

Michael Kimmelmann hat einmal geschrieben, Erinnerungen würden uns nicht verlassen, solange sie von uns etwas zu fordern hätten (*New York Times*, 17.9.97). Ein Grund dafür, daß die schwierige Vergangenheit zögert, uns zu verlassen, kann das triviale Ausbleiben der Bitte um Vergebung sein. Der Schuldige erkennt einfach seine Schuld nicht an und zeigt keine Reue. Manchmal geht es nicht einmal um Reue, sondern um eine Herzensregung der Solidarität. In der *Gazeta Wyborcza* (21.5.01) las ich folgenden Appell von Pater Stanisław Musiał: „Es ist nicht gut, daß wir uns am 10. Juli nicht in Jedwabne treffen... Es wäre gut, wenn wir, um der Ermordeten zu gedenken, an diesem Abend in den Fenstern unserer Häuser Kerzen anzünden würden. Lieber eine kleine Kerze anzünden als über die große Finsternis klagen.“ Wieviele Kerzen brannten in polnischen Fenstern an jenem Juliabend? Wenn es stimmt, daß bei dem Begräbnis in Jedwabne kein einziger Vertreter des polnischen Episkopats anwesend war, dann darf man die im Mai dieses Jahres in der Allerheiligenkirche begangene Feier für ein klassisches Beispiel einer vorzeitigen Bitte um Vergebung halten, die zwar im ersten Augenblick Erleichterung verschafft, doch auf lange Sicht die wahre Versöhnung hinauszögert.

Große Worte

Diejenigen, die schon im voraus, nach knapp einem Jahr Debatte über den polnischen Antisemitismus, deren „Instrumentalisierung“, das heißt: die Manipulation des polnischen Schuldgefühls befürchten, freut es vielleicht zu hören, daß der Judentum gegen die aus der Härte der Opfer entspringenden Mißbräuche einen Haken parat hat: Jemand, der um Vergebung bittet, soll dreimal laut seine Schuld bekennen, und wenn das Zeichen der Vergebung auch dann ausbleibt, so geht die Schuld von dem Täter auf das Opfer über.

Zwar kann Schweigen als Antwort auf die Beichte manchmal tatsächlich durch die Opfer verschuldet sein, die zum Vergeben noch nicht gereift sind, doch nicht weniger oft ist der Infantilismus der um Vergebung Bittenden selbst die Ursache. Man kann darüber in der Meditation über Schuld in Martin Bubers „Gog und Magog“ nachlesen: „Ich habe mich einmal gefragt“, erzählt Bunam, einer der Helden der Chronik, „woran es liegt, daß uns, die wir am Versöhnungstag so viele Male unsere Schuld bekennen, keine Botschaft der Vergebung gebracht wird, König David aber hatte kaum einmal gesagt: ‘Ich habe gesündigt’, und schon erhielt er die Kunde: ‘So hat der Herr Deine Sünde hinweggenommen!’ Da ging es mir auf, daß David, als er sprach: ‘Ich habe gesündigt wider den Herrn’, meinte: ‘Tu mit mir nach Deinem Willen, und ich will es in Liebe empfangen’, wir aber, wenn wir sagen: ‘Wir haben uns vergangen’, denken, es gezieme sich für Gott, uns zu verzeihen, und wenn wir fortfahren: ‘Wir haben Dich verraten’, denken wir, es gezieme sich für Gott, nachdem er uns verziehen hat, uns mit allem Guten zu beschenken.“ (Martin Buber, *Gog und Magog. Eine Chronik*. Frankfurt a.M. und Hamburg, 1957, S. 91) Weder ein gutes Leben noch die Vergebung gebühren jemandem nur deshalb, weil er seine Schuld bekannt hat.

Die Gedankenbewegung, die manche als „Reinigung der Gewissen“, andere als „Aufmarsch der Skelette“, noch andere als „Rache des Gedächtnisses“ bezeichnen, wird von dem Streit über Bedingungen und Symbolik der Vergebung ständig begleitet. Dazu gehört auch die Diskussion über Strafe und deren Grenzen, die seit dem Eichmann-Prozeß in der Philosophie schwelt. Hannah Arendt, Augenzeugin des Jerusalemer Prozesses, war der Meinung, Eichmann sollte nicht bestraft werden, weil man nur solche Schuld bestrafen darf, deren Abbüßen möglich ist. Arendts Gedanke wurde in interessanter Weise von Jacques Derrida aufgegriffen: Tatsächlich dürfe man nicht bestrafen, was unverzeihbar ist. Was heißt es aber: etwas ist „unverzeihbar“? Es heißt, daß die menschliche Vorstellungs- und Auffassungskraft hier auf ein Hindernis stößt, das für den Verstand ein Problem darstellt. Doch wahre Vergebung gehört – nicht nur im Christentum – nicht ausschließlich in die Domäne des Verstandes. Wir sprechen doch nicht ohne Grund vom „Wahnsinn“ der Vergebung. Wirklich vergeben, sagt Derrida, könne man nur das Unverzeihbare. Alle übrigen Verbrechen können einfach bestraft werden (*Gazeta Wyborcza*, Nr. 96/2000).

Solch eine Vergebung ist aber ein Wunder. Sie bedeutet, daß jemand, der schon fast tot war – ich denke hier sowohl an das Opfer als auch an den Schuldigen, der sich zum Bekenntnis durchgerungen und damit der Vergebung den Weg gebahnt hat – in die Welt der Lebenden zurückgekehrt ist. Nur Gott tötet Lebende und belebt Tote. Und nur Gott weiß, ob, wem und wann das überhaupt möglich sein wird. Indem Stefan Chwin dieses Wunder antreibt, maßt er sich unverfroren die Kompetenzen Gottes an.

Mythisierung von Studenten und Schülern

Ein weiteres irritierendes Motiv in Stefan Chwins Beitrag betrifft die jungen Antisemiten, Studenten wie Schüler. Seit Jahren beobachte ich diese Erscheinung an der Universität und bin der Meinung, daß Chwin sie entweder falsch diagnostiziert oder aber schon wieder nicht das sagt, was er wirklich denkt. Ich glaube nämlich nicht, daß ausge-rechnet die Bilder im CNN den „modernen Antisemitismus“ bei den jungen Polen verursachen. Bilder „von ausgezeichnet bewaffneten israelischen Soldaten, die Resolutionen der UNO mißachten und ohne mit der Wimper zu zucken auf palästinensische Teenager schießen“, empören die halbe Welt, aber gerade diese jungen Menschen offenbar mehr. Sind das etwa die von Chwin so genannten „Wilden“ – Anarchisten, Antirassisten, Antifaschisten? Wohl kaum. Ihnen geht es um etwas anderes.

Wir leben in einem „überwiegend von Zugewanderten“ bewohnten Land, wo neuerdings der Fisch, den die sizilianische Mafia als Ankündigung des bevorstehenden Todes dem Verräter auszuhändigen pflegt, durch das Buch von Andrzej Żbikowski [„Żydzi“ (Juden), Breslau 1997, in der Reihe „A to Polska właśnie“ (Das ist eben Polen), Wydawnictwo dolnośląskie (niederschlesischer Verlag)] ersetzt wurde. Habent sua fata libelli – auch Bücher haben ihre Schicksale. Haben Chwins Studenten eine Tante, die, wie die meine, den Juden kilometerweit riecht, dann wissen sie, wer dieser „Jude“ ist – da helfen weder meine, noch fremde, weder koordinative, noch subordinative Satzverbindungen, in denen wir die arroganten Israelis von den Vorkriegsisraeliten unterscheiden wollten. Wenn sie von Gleichaltrigen als „Juden“ und „Jüdinnen“ beschimpft und von Älteren angemahnt wurden, etwas nicht „auf jüdische Art“ zu machen, nicht „wie ein Jude zu schaukeln“ oder „zu stinken“, dann sind sie auf dem besten Weg, in CNN-Bildern von Unruhen im Nahen Osten nicht Menschen mit einem zu kurzen Gedächtnis, sondern die „typisch jüdische Chuzpe“ zu erkennen. Außer es begegnet ihnen in der Gestalt eines Lehrers, Priesters oder sonst

eines lebenswichtigen Zufalls das Schicksal, das wir mit wechselnden Namen als „Gnade“, „freien Willen“, „Denken“ oder „Glück“ bezeichnen.

Was die Frage betrifft, die Stefan Chwin als Überschrift seiner Replik auf den Artikel von Elżbieta Janicka anbringt, so glaube ich nicht, daß man einem Antisemiten, dessen Persönlichkeit bereits voll ausgeformt ist, noch irgendwie „helfen“ kann. Man kann nicht jemandem helfen, der kraft Definition solche Hilfe nicht will (wollte er sie, dann wäre er kein Antisemit). Der Antisemit ist kein Objekt, mit dem „wir“ (wer auch immer das sei) etwas machen könnten. Er will nichts davon hören, ein „unglücklicher Mensch“ zu sein, denn vor diesem „Unglück“ hat ihn niemand rechtzeitig gewarnt. Vor langer Zeit, 1957, stellte die Pariser *Kultura* eine vielsagende Frage, die Stefan Chwin wegen des darin vorkommenden Verbuns sicher mißfallen wird: „Wer in Polen könnte den Antisemitismus bekämpfen?“ „Nur eine Gruppe – der katholische Klerus. Weil der Einfluß der Priester am stärksten, am wirksamsten ist. Der Klerus kann den Antisemitismus mit Stumpf und Stiel ausrotten, dessen Quellen trockenlegen.“ Hat er denn das versucht? („Das Bild Polens in der Pariser *Kultura*“, Lublin 1999).

Noch eine Bemerkung. Die Erwähnung der arroganten Israelis spielt in dem Text Chwins eine widerwärtige Rolle. Sie dient einem „Abwägen von Motiven und Gründen“, bei dem schon wieder mit falschen Gewichten hantiert wird. So wird es möglich, die aus Jedwabne und die aus dem heutigen Israel zusammenzubringen, von der Schuld der Juden überhaupt zu sprechen und dadurch die antisemitischen Argumente bis zu einem gewissen Grad zu legalisieren. Damit gerät das Gespräch in eine Sackgasse, wo – wie bei Euhemeros – das „Wahrheitskorn blüht“, das in jedem, auch dem gemeinsten Märchen angeblich steckt. „So sagt man? Also muß etwas dran sein.“

Aus Agnieszka Arnolds Film „Nachbarn“ erfuhr ich, daß Szmul Wazersztajn, der in Jedwabne seine Frau und sein einige Monate altes Kind verloren hat, danach ein bei Lebzeiten toter Mann war. Sein Sohn bekennt im Film, der Vater habe ihn nie an sich gedrückt. Ich begreife nicht, was die heutigen israelischen Soldaten mit Szmul Wazersztajn gemein haben sollen. Ich glaube, daß Stefan Chwin, hätte er wenigstens einmal im Leben einem so Verkrüppelten Auge in Auge gegenübergestanden, einen anderen Ton anschlagen würde. Das Problem besteht darin, daß Chwin beschlossen hat, ausschließlich über Menschen zu schreiben, mit denen er es „länger als eine Viertelstunde“ aushalten könnte – und das könnte er mit Szmul Wazersztajn wohl nicht.

Joanna Tokarska-Bakir ist Kulturanthropologin am Lehrstuhl für Ethnologie an der Universität Warschau. Als Stipendiatin der Alexander von Humboldt-Stiftung hält sie sich zur Zeit in Deutschland auf.

Aus dem Polnischen von Anka Wolkowicz